

Film —

“DAS IST SEHR PERSÖNLICH”

Die Filme des Schweizer Regisseurs Thomas Imbach kreisen oft um das Unmögliche. Sein neuer, «Glaubenberg», ist die autobiografisch inspirierte Geschichte über den Wahn einer Schwester, die ihren Bruder begehrt.



Interview: Mathias Heybrock

Thomas Imbach hat einen Namen für Filme, die nur Fakten aufreihen und bebildern: Wikipedia-Film. Ganz klar nicht sein Genre. Imbachs Filme zählen nicht auf, sie kreisen. Um Sehnsüchte, Umstände, Zustände: Das Leben in der zeitgenössischen Arbeitswelt («Well Done», 1994), die Gefühle der Jugend («Ghetto», 1997) – dem Zuschauer nahegebracht durch stürmische Montagen. Man kann diese Filme schon fast fühlen.

Im Vergleich zu den wilden Anfangsjahren mögen die Arbeiten heute etwas ruhiger sein. Weniger innovativ sind sie nicht. In «Day Is Done» verband Thomas Imbach Nachrichten auf seinem Anrufbeantworter mit Bildcollagen zu einer berührenden, schelmischen Autobiografie, die trotzdem erfunden ist. Oder er drehte den Historienfilm «Mary, Queen of Scots», eine Rarität im Schweizer Filmschaffen.

Jetzt kommt «Glaubenberg» ins Kino: Die Geschichte einer Schwester, die ihren Bruder begehrt – und sich so sehr in ihren Wünschen verirrt, dass sie dem Wahn verfällt. «Der Film ist von meiner Biografie inspiriert, aber stark fikionalisiert», sagt der 56-jährige Regisseur dazu im Gespräch. Er empfängt in seinem Atelier, durch dessen grosse Fensterfront die Herbstsonne aufs Parkett fällt. Imbach ist barfuss, rückt zwei Stühle zusammen und serviert stilles Wasser und Grüntee.

annabelle: Thomas Imbach, warum war «Glaubenberg» jetzt dran?

Thomas Imbach: Es war wie immer bei mir, der Stoff wählte mich. Ich war auf einem Ausflug im Appenzell, war in dieser Landschaft mit dem Säntis, und da tauchte auf einmal der Begriff Glaubenberg in mir auf – ein Berg aus meiner Luzerner Kindheit. Ich kenne ihn gar nicht gut, habe dort aber einmal zusammen mit der Schwester den Vater besucht. Das war der Auslöser.

Und dann?

Dann habe ich in meine Geschichte geschaut. Geschaut auch, wie ich damit umgehen kann. Ich wusste: Das ist sehr persönlich, das kann ich nicht eins zu eins umsetzen. Ich muss diese Geschichte gewissermassen neu erfinden. Und dann kam mir der geniale Ovid zu Hilfe, mein Drehbuchcoach.

Der antike römische Dichter der «Metamorphosen».

Ja. Bei ihm steht das, was ich im Film zeigen wollte, auf sechs Seiten verdichtet da: das Psychogramm einer jungen Frau, die ihren Bruder obsessionell verfolgt. Das hat mich inspiriert, mir Vertrauen in mein Projekt geschenkt. Viele Elemente waren mir aber auch schon vorher klar. Zum Beispiel, dass ich mich auf die Zeit der Adoleszenz beschränken werde. Meine eigene Geschichte geht viel weiter zurück. Die könnte man über einen Zeitraum von vierzig Jahren erzählen. Oder noch länger.

Ist diese Geschichte für Sie inzwischen abgeschlossen?

Nein, dann hätte ich den Film nicht gemacht. Sie bleibt unauflösbar, man kann sich nur annähern, sie nicht einfach knacken.

Direkt umsetzen ging nicht, haben Sie gesagt. Warum nicht?

Weil mich weniger die äusseren Ereignisse interessierten als das, was sich innerlich abgespielt haben könnte. Ich wollte mich einer Innenwelt annähern, wollte etwas verstehen und musste das, was ich glaube verstanden zu haben, wieder in Ereignisse, Handlungen und Bilder umsetzen: die emotionale Reise einer jungen Frau. Es ist ja ihre Kraft und ihre unerbittliche Konsequenz, das durchzuziehen, bis zum bitteren Ende.

In Ihrem vorletzten Film «Day Is Done» verraten Sie fast mehr Privates. Man erfährt dort zum Beispiel von ihrer gescheiterten ersten Ehe. Und wie sehr es Ihre Ex-Frau nervte, wenn Sie mal wieder nicht auftauchten, um den gemeinsamen Sohn zu betreuen.

“Ich glaube, Wahn ist in unserer Gesellschaft verbreiteter, als man denkt. Was mich interessiert hat, sind die Übergänge zwischen Normalem und Abnormalem”

“Klar, hat der Film meine Schwester aufgewühlt. Aber sie hat positiv reagiert. Sie sieht genau, was Wahrheit und was Dichtung ist”

Stimmt. Aber das habe ich auch nicht gemacht, um aus dem Nähkästchen zu plaudern. Sondern, weil ich gemerkt habe, dass ich über solche Extremsituationen emotional die grösste Wirkung erzielen kann. Der Film wirkt über die Nachrichten auf meinem Anrufbeantworter, über dieses oft traurige, manchmal sogar verzweifelte Sprechen ins Leere. Er wirkt nicht über die tausend Male, in denen ich einfach ans Telefon ging und sich ein Problem sofort löste. Und in «Glaubenberg» erreiche ich die emotionale Wirkung eben anders.

Wie?

Es geht mir nicht nur um eine Geschwistergeschichte. Genau so zentral ist das Thema des Verhältnisses von Wirklichkeit und Wahn. Ich glaube, Wahn ist in unserer Gesellschaft verbreiteter, als man denkt. Was mich interessiert hat, sind die Übergänge zwischen Normalem und Abnormalem. Wann kippt das eine in das andere? Geschieht es vielleicht manchmal sogar innerhalb einer einzigen Szene, eines Bruchteils einer Sekunde? Für jeden Zuschauer ist das ein bisschen anders.

Aber fragen die Zuschauer sich nicht automatisch: Wie war das bei Thomas Imbach und seiner Schwester, und zwar nicht künstlerisch verklausuliert?

Sie wollen wissen, was bei mir stattgefunden hat?

Wollen andere Zuschauer das nicht? Sie haben Ihren Film auf dem Festival von Locarno ja schon präsentiert. Wie waren die Reaktionen?

Die Leute erzählten mir von ihren eigenen Geschwisterdilemmas. Oder sie sind berührt von Lenas Schicksal, dem gegenüber wir hilflos sind. Klar zeige ich ein sehr einseitiges Verhältnis. Als Bruder war ich noch viel schroffer, ablehnender als der Bruder im Film, der ja eigentlich sehr zugänglich ist. Er lockt sogar ein bisschen. Es ist auch kein Zufall, dass ich mich bei einer mehr als zweitausendjährigen Geschichte bedient habe:

Ginge es hier nicht um zeitlos-universelle Erfahrungen und Gefühle, sondern um eine private Geschichte, würde das nicht funktionieren.

Haben Sie Ihre Schwester gefragt, ob Sie den Film machen dürfen?

Nein, das war auch nicht nötig: Der Film ist ja kein Porträt, keine Verfilmung eines individuellen Lebens. Er ist eine Hommage.

Sieht Ihre Schwester das auch so?

Ja, sie hat sehr genau verstanden, dass es mir mit diesem Film auch um eine Annäherung an sie ging, dass ich ihr damit Reverenz erweisen wollte. Klar hat der Film sie aufgewühlt. Aber sie hat positiv reagiert und sieht genau, was Wahrheit und was Dichtung ist.

Im Abspann des Films liest man, dass er Ihrer Schwester gewidmet ist, deren Namen Sie offenlegen. Bin ich der einzige, der denkt: Oha, die Schwester gibt es.

Es ist wie gesagt eine Hommage. Ich habe mir aber tatsächlich gut überlegt, ob ich das machen soll. Es gab Leute, die gesagt haben, mach es nicht, die Journalisten werden sich darauf stürzen.

Man kann den Namen ja sofort googeln.

Ja, und?

Dann erfährt man, dass Ihre Schwester in Zürich als Coach arbeitet.

Aber wer sagt, dass sie das ist? Versteht man irgendetwas besser, wenn man den Namen googelt? Ich mache, was mich persönlich bewegt, und suche nach den filmisch aufregendsten Umsetzungen, um im Kino das emotionale Ausmass der Tragödie zu erleben. Es geht mir auch um die Stärke dieser Figur, die ja viel stärker ist als jemand, der sich abfindet oder arrangiert.

Das tönt fast bewundernd.

Ja, das ist durchaus auch so gemeint. Es ist ein Film, der sich vor der Kraft und dem Eigensinn einer Figur verneigt, die konsequent ihren Weg geht. Ich kenne das natürlich auch. Ich bin aus dem gleichen Holz geschnitzt. Es hat schon seinen Grund, warum der Wunsch nach dem Unmöglichen in meinen Filmen immer wieder thematisiert wird. Letztendlich bin ich nur einen anderen Weg gegangen. •

Ab 22. 11.: «Glaubenberg» von Thomas Imbach. Mit Zsafia Körös, Francis Meier, Milan Peschel, Bettina Stucky